Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 40 (1964-1965)

Heft: 9

Artikel: Asyl Schweiz : Erlebnisse einer Krankenschwester in der Zeit des Aktivdienstes

Autor: Binder, Margrit

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074411

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Illustration
von Carlos Duss

Erlebnisse einer Krankenschwester in der Zeit des Aktivdienstes

Von Margrit Binder

1943; Kriegszeit. Eine Frau durfte es sich nicht leisten, bloß für ihre Familie da zu sein. Die Schweizerinnen meldeten sich beim Luftschutz, beim Roten Kreuz, beim FHD, und wo man der willigen Helferinnen sonst noch bedurfte.

Auch ich hatte mich gemeldet. Da meine Ehe kinderlos geblieben und ich vor meiner Heirat Pflegerin gewesen war, nahm ich meine frühere Arbeit im Spital wieder auf.

Dort arbeitete ich Nacht für Nacht. Am frühen Morgen besorgte ich mit vor Müdigkeit surrendem Kopf den Haushalt so gut es ging; in den Ruhe-

stunden am Nachmittag mied mich der Schlaf, aber abends, wenn ich mich zum Fortgehen rüstete, fielen mir beinahe die Augen zu.

André aus dem Maquis

Auf den ersten Abend hatte ich mich gefürchtet. Man teilte mir mit, daß ich auf der Kinderabteilung anzutreten habe. Durch den regennassen Spitalgarten ging ich zum Kinderhaus. Unschlüssig vorerst, denn alle Schwestern huschten vollbeschäftigt hin und her – nur ich wußte noch nicht, was ich zu tun hatte. Endlich ging die Oberschwester mit mir von Bett zu Bett. In jedem lag eine kleine Persönlichkeit. Aus den meisten Bettchen schauten fröhliche Gesichter. Dann und wann lag auch ein kleines Menschlein mit fragenden Augen tief in seinen Kissen. Einige Kinder waren an mächtige Gestelle gefesselt, an denen schwere Gewichte hingen.

«... und hier», erklärte Schwester Elfriede, «ist der Unfolgsamste der ganzen Abeilung, ein 13jähriger Franzose, der vor drei Monaten mit einem Rotkreuz-Zug schwarz über die Grenze gekommen ist. Man wird versuchen, ihn zu operieren, Geschoßsplitter aus Rücken und Beinen zu entfernen. Hoffentlich kommt er bald an die Reihe; er wiegelt die Kleinen auf und hat nichts als Dummheiten und Streiche im Kopf!»

Interessiert betrachtete ich den «bösen Buben», der sich durch nichts von den Gleichaltrigen zu unterscheiden schien. Im Weitergehen wandte ich noch einmal den Kopf und sah ihm in die Augen. Gleichmütig hielt er meinem Blick stand; plötzlich rüsselte er wie ein Schweinchen die Nase und kniff ein Auge zu. Ich ertappte mich dabei, daß ich zurückblinzelte – hinter dem Rücken der Oberschwester. Das fing gut an! Mit rotem Kopf folgte ich Schwester Elfriede und hatte Mühe, ihr zuzuhören.

Die Nacht verlief ruhig. Ich sorgte für die kleinen Patienten. Der «Böse» aus Frankreich schlief tief, und auch am Morgen bemerkte ich nichts Auffälliges an ihm. Die Kinder schienen ihn nicht ungern zu haben; denn sie sie riefen beständig nach André, und die größeren Mädchen versuchten sogar französisch zu kauderwelschen. Auch eine Kleine mit einem Wolfsrachen, ein flinkes Persönchen, das aber von vielen Kindern ängstlich gemieden wurde, wußte sich ihm verständlich zu machen, obschon ihr Lallen ganz unartikuliert tönte.

Schwester Elfriede kannte Andrés Geschichte und ließ sie mich bald wissen: Er habe daheim eine Geschichte mit einem Mädchen gehabt, und als dieses zu einem Erholungsaufenthalt für die Schweiz ausgewählt wurde, habe er sich in den Rotkreuz-Zug geschlichen und sei ohne Nahrung und ohne Papiere in die Schweiz gefahren. Es habe sich hier aber eine sehr nette Familie bereit gefunden, ihn aufzunehmen. Doch jetzt wolle ihn die Dame nicht mehr. Er sei unanständig und ungezogen, weigere sich zu schreiben, gieße das Tintenfaß auf den Parkettboden und zeige keine Spur von Dankbarkeit. Und das Schlimmste: Noch immer pflege er das Geschlepp mit jenem Mädchen. So etwas könne man doch nicht dulden!

Etwas anders als Schwester Elfriede und jene empörte Dame stellte Frau Welti die Sache dar; bei ihr war die Freundin Andrés untergebracht.

Die beiden Kinder aus Frankreich waren Vollwaisen. Die Partisanen hatten sich ihrer angenommen. André mußte wie die anderen Buben im Maquis Kurierdienste leisten. Daneben war er aber auch zum Beschützer der kleinen Denise bestellt worden: die Männer hatten ihn verpflichtet, unter Einsatz seines Lebens über das Wohl des Mädchens zu wachen.

Als Denise eines Tages unvermutet in einen Eisenbahnzug verladen wurde, meinte André, ihr Beschützer, die Kinder würden nach Deutschland verschleppt. Denn von anderen Ländern als von Frankreich und Deutschland hatte André, der kaum vier Jahre zur Schule gegangen war, nie gehört. Da er also die Wegschaffung der Kleinen nicht verhindern konnte und niemanden zu fragen getraute, beschloß er kurzerhand, mitzufahren, um mit zu sterben, falls Denise sterben müßte.

Frau Welti hatte diese Zusammenhänge der Dame, die sich Andrés angenommen, zu erklären versucht. Umsonst: Alles wurde als «Vorwände» und «Lügengespinste» abgetan. So entstand von Anfang an eine unüberbrückbare Kluft zwischen André und seiner Wohltäterin. Er rächte sich durch allerlei Dummheiten an ihr, weil sie ihn nicht ernst nehmen wollte.

Wie André wirklich war, zeigte sich in der Art, mit der er das Mädchen mit dem Wolfsrachen betreute. Als es frisch operiert war, tröstete er die Kleine, obwohl er selbst in jenen Tagen Schmerzen litt, mit zarten Worten.

Und dann war da im Zimmer noch ein Mädchen, dem hatte eine Auswindmaschine den rechten Arm so abgerissen, daß er sofort amputiert werden mußte.

Ich war in größter Verlegenheit, als mich die Kleine mit fieberheißen Augen ansah und vertrauensvoll sagte: «Er wächst dann schon wieder nach, hat das Mueti gesagt.»

Was sollte ich antworten? Lügen wie die törichte Mutter oder das Kind durch die Wahrheit in Verzweiflung stürzen?

André fand das rechte Wort. «Du können schreiben?» fragte er in seinem gebrochenen Deutsch. Als das Kind nickte, fuhr er fort: «Können eine Hand schreiben, können andere Hand auch. Du kein Weh mehr, du mich zeigen schreiben deutsch. Veux-tu?»

Ein fragender Blick irrte von André zu mir. Ich nickte dem tapferen Mädchen lächelnd, wenn auch mit wehem Herzen zu. Da zitterte der kleine Mund, und mit Tränen in den Augen flüsterte die Kleine: «Ja!»

Eines Abends wurde ich vor Dienstantritt zum Oberarzt zitiert. Was hatte ich nur angerichtet?

Er wollte wissen, ob der kleine Franzose auch so ärgerliche Streiche verübe, wenn ich Wache im Kinderzimmer hätte? Schwester Elfriede beklage sich bitter.

Ich entgegnete, daß ich André nie anders als höflich und anständig gesehen habe und daß er besonders um schwerkranke kleine Kameraden rührend besorgt sei.

Er hatte offenbar zwei Seiten: Kürzlich hatte er Leo, einem verwöhnten Bürschlein, das bei Schwester Elfriede den Angeber spielte, die Hand in ein Gefäß mit kaltem Wasser gehalten, so daß der sein Bett näßte.

«Was so einem Kerl in den Sinn kommt!» sagte der Oberarzt. Und dann, mehr zu sich selbst: «Wir haben solche Sachen jeweils in der Rekrutenschule getrieben.»

Als ich gegen Morgen, die ausgekochten Instrumente vor mich hertragend, den langen, noch finsteren Spitalgang entlang ging, tauchte plötzlich eine kleine weiße Gestalt vor mir auf. Fast hatte ich das Instrumentarium fallen lassen.

«Mein Gott, André, was tust denn du hier? Hat dich jemand geschickt?»

«Wann du kommen in die Kinderstube, Schwester Marga?» fragte André. Zwar war er beinahe so groß wie ich selbst, aber er sah klein und unglücklich aus mit seinem weißen Gipsverband um Nacken und Brust. Vor zwei Tagen waren die Splitter aus seinem Rücken entfernt worden. Ich dachte sofort an den verärgerten Oberarzt. Wie würde er diese neueste Eskapade aufnehmen?

«Heut abend bin ich wieder bei euch. Aber was ist mit dir? Bist du davon gelaufen? Bei dieser Kälte, nur in Hemd und Hose – und mit dem Verband durch den Garten! Das setzt ein schönes Donnerwetter ab, wenn jemand dich sieht. Geh schnell zurück, bitte André, sei vernünftig!»

«Bah!» sagte er wegwerfend, «ils me renverront en tout cas!» – Sie schicken mich ja doch fort!

«Was fällt dir ein, André! – Nun geh schnell!» Rasch stellte ich die Instrumente ab, umfaßte mit beiden Händen sein Gesicht und flehte: «Bitte, André!»

«Donc», sagte er und verschwand in der Dunkelheit, lautlos, wie er aufgetaucht war.

In mir stritten sich die Gefühle. Er war ja schon ein seltsames Kind. Nun hatte er sich in den Kopf gesetzt, man wolle ihn fortschicken. Wie kam er bloß darauf! Aber war es verwunderlich, wenn ein Kind, das in seinem kurzen Leben nur Tod und Verderben, Haß und Mißtrauen, Entführung und Vergewaltigung kennen gelernt hatte, seltsam wurde? –

Einige Stunden später hielt Schwester Elfriede Rapport. «Bei Josy im zweithintersten Bett ist zweimal die Kanüle zu reinigen; dem Neuen mit dem Streckverband geben Sie ein Zäpfchen, wenn er Schmerzen hat; alle Eisbeutel sind einmal zu erneuern, und – daß ichs nicht vergesse – am Morgen schon packen Sie sämtliche Effekten Andrés in jene Schachtel dort. Er kommt weg.»

«. . . kommt weg?»

«Sagen Sie ihm noch nichts. Erst nach dem Morgenessen; damit er nicht noch einmal randaliert.»

Geistesabwesend fingerte ich an meinem Notizbuch. «Er soll fort – noch mit dem Gipsverband?»

«Er kommt in ein ärztliches Heim im Welschland. Eine Dame, die zwei andere Kinder dorthin begleitet, nimmt ihn mit. Es sollte ihn jemand zur Bahn bringen. Ich habe gedacht – haben Sie vielleicht Zeit?»

Natürlich hatte ich Zeit. Als ich die Röntgenbilder ins Hauptgebäude hinübertragen mußte, schlüpfte ich in die Telephonkabine und teilte die Neuigkeit Frau Welti mit, die hie und da mit der kleinen Denise André besucht hatte. Die bestürzte Frau versprach, an den Bahnhof zu kommen.

Ich zögerte lange, in die Kinderstube zu gehen. Und als ich dann die Runde doch begann, fing ich

auf der anderen Seite an; erst zuletzt trat ich an Andrés Bett.

Er lag wach, faßte nach meiner Hand und fragte: «Et maintenant?»

«O Kind», sagte ich, beugte mich über ihn und umfing ihn mit beiden Armen. Ich war mir bewußt, daß ich meine Pflichten als Krankenschwester verletzte, indem ich mich so für einen einzelnen Patienten einsetzte und gegen meine Vorgesetzten Stellung bezog; aber es war mir gleichgültig. –

Schwester Elfriede war erstaunt, fast schien es ihr unheimlich, als André ihre Eröffnungen, er komme fort, mit unbeweglichem Gesicht anhörte. Von seinen Kameraden verabschiedete er sich mit Geräusch und vielen Spässen, und als er heftig winkend ins Auto stieg, sah ihm niemand an, ob er gern oder ungern wegfahre. Erst als er Frau Welti mit Denise am Bahnhof sah, schnitt er krampfhafte Grimassen, um seine Bewegung zu verbergen.

Frau Welti zeigte sich aufgebracht darüber, daß man den Knaben so plötzlich wegschickte. Wenn sie gewußt hätte, wie es stehe, sagte sie laut, dann hätte sie André zu sich genommen. Das ältliche Fräulein, welches die Kinder begleiten sollte, fühlte sich persönlich angegriffen und begann, Andrés sämtliche Missetaten aufzuzählen. Ich hatte mir den Abschied anders vorgestellt!

André und Denise wisperten und kicherten miteinander, unbekümmert, ob sie inzwischen angeschwärzt oder reingewaschen wurden. Ich hatte André mit der Adresse einige Briefmarken gegeben und ihm versprochen, an seiner Stelle Denise zu besuchen.

Vor der Abfahrt umarmte er uns alle drei, Frau Welti, Denise und «ma chère soeur» auf französische Art, indem er uns auf beide Wangen küßte. Dann rannte er in den Wagen, schob die anderen Kinder vom Fenster weg, und während sich der Zug in Bewegung setzte, lehnte er zum Fenster hinaus und winkte, solange man irgendetwas von ihm sehen konnte. –

Ich wunderte mich nicht, als mir am Abend mitgeteilt wurde, ich brauche nicht mehr in die Kinderstube zu kommen. Das gehörte zu den Spesen.

Ich schrieb André regelmäßig, und zu meiner großen Überraschung erhielt ich von ihm ganz nett geschriebene Briefchen, die ein wenig von seinem Humor zurückstrahlten, wenn auch in schlimmer Orthographie. Es gefiel ihm gut im Welschland; er hatte sich rasch eingelebt und im Heimvater einen Menschen gefunden, der es verstand, die kleinen Kerle beim Ehrgeiz zu packen und ihre schlummernden Fähigkeiten zu wecken.

Eines Morgens erkundigte sich eine aufgeregte Frauenstimme, die mich im Spital ans Telephon hatte rufen lassen, ob mir André schon geschrieben habe? Ich kam kaum dazu, überhaupt «ja» zu sagen; die Stimme schrillte weiter: «Wieso hat er *Ihnen* geschrieben?»

Etwas blöde antwortete ich: «Weil ich ihm Adresse und Marken gegeben habe!»

«Marken!» Die Stimme der Unbekannten überschlug sich vor Entrüstung. «Ich habe ihm auch Marken geschickt, aber mir hat er noch nie geschrieben. Dieser Wicht kam zu uns, dreckig, verlaust, nur mit Hemd und Hose. Wir haben ihm Kleider gekauft, haben ihn aufgefüttert und ihm Geschenke gebracht, als er im Spital lag. Aber nicht ein Wort des Dankes haben wir von diesem Kind gehört. Keinen Brief, nicht einmal eine Karte schickt er uns. Wieso schreibt er denn Ihnen?»

«Ich weiß nicht», antwortete ich müde. Oder hätte ich sagen sollen: «Weil ich im richtigen Moment geblinzelt habe?»

Deutsche Verwundete aus Italien

Zwei Jahre später erhielt ich ein militärisches Expreß-Aufgebot. Ich brachte den Vater, der bei uns lebte, eilig zu meiner Schwester, packte den griffbereiten Rucksack rasch fertig, schloß die Wohnung ab und erreichte eben noch den vorgeschriebenen Zug. Regenwolken verhüllten die Berge, und am Vierwaldstättersee schneite es in großen Flocken. In Flüelen erkannte ich mehrere Kameradinnen vom FHD, alle beladen mit Rucksack, Gasmaske und Wolldecke. Bald wurde ruchbar – man wußte nicht woher – daß die Deutschschweizerinnen zur Verstärkung einer welschen Einheit einberufen worden waren. Die Militär-Sanitätsanstalt sei voll von deutschen Verwundeten, die in einem Rotkreuz-Zug aus Mailand gekommen seien.

Es war die Zeit, da die Konzentrationslager von den Alliierten aufgefunden worden und die Zeitungen voll der grauenhaftesten Berichte waren. Unsere Entrüstung war groß, ebenso die Ratlosigkeit, wie

man sich gegenüber diesen Soldaten verhalten sollte. Nur eine von uns Schwestern sagte: «Ach, wir nehmen es einfach, wie es kommt!» Ich jedoch war nicht gewillt, alles hinzunehmen. Ich wollte diesen Menschen meine Verachtung zeigen.

Zunächst galt es freilich, sich an die welschen Kolleginnen und den ein wenig andersartigen Rhythmus ihrer Einheit anzupassen. Dann ließ es sich nicht mehr hinausschieben. Ich mußte meine Arbeit in der Baracke Nr. X, Seite rechts, antreten. Seite links wurde von einer französisch sprechenden Schwester betreut.

Ich dachte an Oradour, Lidice, St. Gingolph und die Konzentrationslager, als ich zum ersten Mal die Türe zum großen Saal öffnete. Ich gab mir Mühe, so kalt und unnahbar wie möglich auszusehen. Steif aufgerichtet, mit klopfendem Herzen, betrat ich den Saal. Die Soldaten, welche da in zwei langen Reihen in ihren Betten lagen, nahmen freilich überhaupt keine Notiz, weder von mir, noch von meiner Verachtung. Ich hingegen betrachtete die Männer neugierig, etwa wie man Krokodile im Zoo anschaut, mit wohlig gruseliger Angst. Man weiß, wie bissig die Tiere sind, und ist doch sicher, daß sie einem nichts anhaben können.

Ich gab mir Mühe, peinlichst korrekt und höflich zu sein, vermied es aber wenn irgend möglich, mich in persönliche Gespräche einzulassen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß ich je in meinem Leben auch nur ein einziges anständiges Wort zu einem dieser Soldaten sagen würde.

Es war indessen der verwünschte Befehl gekommen, die Deutschen nie und nirgends allein zu lassen. Immer mußte jemand mit, wenn einer das Essen holen oder das Geschirr zurücktragen mußte. Auch innerhalb der Baracke, im Office, Verband- oder Arztzimmer durften sie nicht allein gelassen werden. So hatte ich denn einen Soldaten, einen kleinen Coiffeur, zu hüten, der eben am Fuß einen frischen Gipsverband bekommen hatte und nun warten mußte, bis dieser ein wenig angetrocknet war. Ich haßte dieses Alleinsein mit dem einzelnen Deutschen und putzte wütend die Spuren vom Eingipsen zusammen.

Der Soldat begann zu erzählen, wie es zu seinem Beinbruch gekommen sei.

Ich dachte: Warum erzählst du mir das? Ich habe kein Mitleid mit dir, ich will auch keines haben. Du hast andere auch gequält, ihr habt es ja so gewollt, ihr habt den Krieg angefangen.

Wie eine Antwort klangen seine Sätze: «Ach, mir war der Krieg immer in tiefster Seele zuwider. Zu was brauchten wir Krieg? Wir hatten Arbeit, wir hatten zu essen, ich hatte eine Familie, drei liebe Kinder – und nun? Nun weiß man nicht, was davon noch übriggeblieben ist.»

Ich schwieg hartnäckig; redeten sie denn jetzt nicht alle so? Der kleine Soldat schwieg und betastete niedergeschlagen seinen Gipsfuß.

Aber ein Mensch mit einigermaßen normalem Gemüt kann nicht täglich zwanzig- bis dreißigmal stumm, mit undurchdringlichem Gesicht an siebzig anderen Menschen vorbeigehen – man kann es einfach nicht.

Mit Schwester Charlotte half ich dem Doktor Gipsverbände machen. Ein äußerst schmerzhafter Oberarmbruch war zu behandeln. Bis der Arm in der richtigen Stellung war, perlten dem Kranken Schweißtropfen auf der bleichen Stirne. Als der Patient leise stöhnte, sagte der Arzt schroff: «Les sujets d'Hitler ne s'évanouissent pas!» Ich gab dem Doktor recht, und konnte doch nicht umhin, den wankenden Körper, der vom Stuhl zu sinken drohte, zu stützen und ein Glas Wasser an die zitternden Lippen zu halten. Auch der Arzt sagte nun freundlicher: «Tief atmen, es ist fertig jetzt.»

Wie hatten es jene Schergen des Dritten Reiches angestellt, daß sie ungerührt den Qualen von Tausenden von Menschen zusehen konnten? Gab es auch solche unter «unseren» Soldaten? War gar der kleine Coiffeur einer von ihnen?

Schon kam der nächste an die Reihe. Der Arzt schien es müde zu sein, den bösen Mann zu spielen. Er war sehr nachdenklich und arbeitete behutsam, und die Nachtschwester sagte eines Morgens, als sie von der Wache abtrat: «Ce qu'ils ont l'air naïf, ces hommes, on ne dirait pas que ce sont des Allemands!» Nun kam also das, was ich befürchtet hatte, das Mitleid und die Sympathie.

Ich schlief trotz der anstrengenden Arbeit schlecht. Ich hatte so viele, sich widerstreitende Gedanken und Gefühle zu verarbeiten. Ich haderte mit mir selbst – haderte mit allen, die damit zu tun hatten, daß der deutsche Rotkreuz-Zug überhaupt in die Schweiz gekommen war. Ich haderte und schimpfte und wurde doch alle Tage immer etwas freundlicher mit meinen Patienten.

Abgründe

Manchmal taten sich auch Abgründe auf, daß ich davor schauderte. Ein schneidiger bayrischer Unteroffizier, dem ich oft mit Vergnügen zugehört hatte, wenn er vom Bergsteigen, Skifahren oder von «bei uns z'Haus» erzählt hatte, fragte mich einmal: «Sagens Schwester, nun kennen Sie uns doch schon ne ganze Weile, wie denken Sie von den deutschen Soldaten?»

Das wußte ich eigentlich selbst nicht genau. Nach einer Weile sagte ich: «Von den einen denke ich recht gut – bei anderen bin ich vielleicht etwas mißtrauisch.»

Er war ein wenig betroffen. Er hatte wohl ohne weiteres ein «sehr gut» erwartet. Die Soldaten waren ja so wunderbar diszipliniert, daß es mir fast bange wurde, wenn Befehle schon ausgeführt waren, ehe ich sie nur recht ausgesprochen hatte. Er hatte vielleicht das Gefühl, er müsse sich verteidigen. Er begann von seiner Jugend zu erzählen: «Man war ja gezwungen, zur Hitlerjugend zu gehen. Manchmal ging man nicht gern, aber da konnte man skifahren, da gingen wir dann wieder gern.» Und wenn sich niemand mehr zur SS gemeldet habe, hätten sie einfach solche aus der Hitlerjugend rekrutiert. «Mein Bruder und ich waren schlauer als die, wir gingen vorher zu den Alpenjägern.»

Von den besetzten Ländern sagte er: «Wir sind überall gut ausgekommen mit den Leuten, die haben sogar ‚gwoant', wie wir fortgegangen sind.» Nun, er war ein hübscher Junge, es war schon möglich, daß ihm hie und da jemand nachgeweint hatte.

Ich war eben daran, einem Einarmigen die elastischen Binden aufzurollen. Der Alpenjäger sagte: «Wenn wir erst hinauskönnen, wieder einmal unter Menschen, wird das schön sein!» Ein anderer meinte: «Da wirst du bestenfalls scheel angesehen und schlimmstenfalls gesteinigt, wenn du den Stacheldraht verläßt.» Das wollte der Alpenjäger nicht begreifen. Ich gab ihm zu bedenken, daß auch die Bevölkerung in diesen Bergtälern auf dem Laufenden war darüber, was sich die Deutschen an unmenschlichen Taten alles geleistet hatten in diesem Krieg.

Der Unteroffizier fuhr auf: «Und von den Amerikanern, von denen sagt ihr wohl nichts, die im Tiefflug friedliche Frauen und Kinder angriffen und töteten und die mit ihren Bomben unsere Städte zusammenschlugen? Das ist wohl nicht unmenschlich?»

Da sagte hinter ihm einer ruhig und klar: «Denke auch daran, wie wir Warschau bombardiert und zusammengeschlagen haben!» Es war der kleine, stille Soldat, den ich im Verbandzimmer gehütet und so schnöde behandelt hatte. Er brachte den Mut auf, gegen die Meinung fast aller Kameraden zu reden.

Der Alpenjäger antwortete in seiner saloppen Art: «Jo, in Warschau, da waren ja auch nur Juden drin!»

«Wie können Sie so reden? Juden sind doch Menschen, so wie Sie und ich!» rief ich zornig aus.

Darauf sagte der kleine Coiffeur mit sanfter Stimme: «Es steht in der Bibel geschrieben, daß die Juden verfolgt werden würden, aber es steht nicht in der Bibel, daß das deutsche Volk sie verfolgen müsse.»

Das war sicher gut gemeint, aber es gefiel mir auch nicht. Ich fühlte mich auf einmal entsetzlich müde und traurig. Ich ging hinaus, denn ich mußte allein sein.

Bis lange nach Mitternacht sann ich über dieses Gespräch nach. Warum ließ ich mich stets von neuem in solche Diskussionen ein? Warum glaubte ich immer, nicht schweigen zu dürfen, wenn die Männer ihre oft selbstherrlichen Meinungen äußerten? Ich war den Wortkämpfen ja doch nicht gewachsen, mußte mir doch immer hintendrein alles nochmals überlegen, statt ihnen klipp und klar sagen zu können: «So ist es, punktum!»

Die Adler flogen fort

Langsam wendete sich die Stimmung. Jene unter den Soldaten, welche vordem das große Wort geführt und ihre Kameraden kommandiert oder gar schikaniert hatten, wurden ruhiger und gemäßigt. Andere hingegen tauten auf, begannen zu erzählen und schienen neue Menschen zu werden. Auch die freie Diskussion, die vorher verboten war, begann hohe Wellen zu schlagen.

Ich sagte einmal zu meinen Patienten, als diese rühmten, wie ich immer gut zu ihnen sei: «Vielleicht werden mir dann auch die Haare abgeschnitten, wenn Ihr einmal fort seid.» Denn, wer vermöchte so feine Unterschiede zu machen zwischen dem, was man aus Pflicht, und dem, was man aus Sympathie tut?

Wem konnte man trauen, da sie nun alle behaupteten, keine Nazi gewesen zu sein? Die Männer

wußten ja selber nicht, was sie glauben sollten und was nicht. Zuerst, als im Radio die schrecklichen Nachrichten aus den Konzentrationslagern durchgegeben wurden und in den Illustrierten die furchtbaren Bilder zu sehen waren, lästerten verschiedene über die neutrale Schweiz, welche diese hirnwütige Lügenpropaganda der Alliierten veröffentliche.

Und als wieder einmal die Stimme des Sprechers von den herzzerreißenden Szenen in Buchenwalde berichtete, da lachten die einen höhnisch: «Na, was doch die Deutschen für böse Menschen sind!» Und andere schrien: «Lüge, Lüge, nichts als Lüge!»

Da trat einer, namens Farner, vor sie hin und sagte mit vor Aufregung bebender Stimme: «Seid ruhig! Was wißt ihr von diesen Schweinereien? Ich kann bezeugen, daß es so ist, wie sie sagen, ich war selber neun Monate eingesperrt in Dachau, und als ich wieder frei wurde, mußte ich ein Schreiben unterzeichnen, daß ich kein Wort je verlauten lasse über Behandlung und Unterkunft in dem Lager, ansonst ich auf der Stelle mit dem Tod bestraft würde.»

Beinahe fühlte ich Mitleid mit den Soldaten, die nun in lähmendem Schweigen und erwachendem Entsetzen aneinander vorbeischauten.

Für Farner war der Aufenthalt in dem Konzentrationslager besonders tragisch gewesen, weil er durch eine unbedachte Aussage seines eigenen Knaben dorthin gekommen war.

Der Sanitäter, ein gebürtiger Berliner, der sonst über alles Witze machen konnte, war einige Tage merkwürdig still. Er aß nicht, und wenn ich ihn fragte, was los sei, antwortete er, er habe Magenweh. Ich braute Tee und gab ihm Tabletten, aber es half nichts. Ich betrachtete ihn besorgt, wenn er mit geschlossenen Augen auf dem Bett lag. Ich zauderte, ob ich reden sollte mit ihm, denn ich hatte das Gefühl, daß seine Beschwerden nicht von einer körperlichen Krankheit kamen, sondern daß es eher ein seelischer Schockzustand war. Daß in seiner geliebten Heimat, in seinem Deutschland über alles, solche Scheußlichkeiten vorkommen konnten, ausgeübt von Deutschen, war schwer zu ertragen.

Eines Morgens jedoch, als ich meine Arbeit in der Baracke antrat, war der Sani beinahe wieder wie vorher. Mit unermüdlicher Energie half er bei allen vorkommenden Arbeiten, jedem seiner Kameraden wußte er etwa eine Zigarette zu verschaffen, und sein Humor sprudelte wieder wie eine nie versiegende Quelle. Er schien mit sich ins Reine gekommen zu sein, und ich empfand Achtung vor dem mageren Burschen, der, weil er so flink und wendig war, von seinen Kameraden «unser Gummimann» genannt wurde.

Ein junger Tiroler schimpfte auf die Regierung und gehorchte äußerst ungern. Kaum war die Niederlage Hitler-Deutschlands in Sicht, so trennte er sämtliche Abzeichen von Uniform und Mütze ab. Bänder, Schnüre, Adler, alles wurde abgerissen, nur etwas blieb noch drauf: «Des Edelweiß laß i auf der Mützen, des is eh schön!» Und als ich ihn fragte, wo denn der Adler sei, den alle deutschen Uniformen auf der rechten Brustseite hatten, da winkte er mit beiden Armen: «Fortgeflogen!»

(Schweizer und Schweizerinnen sammelten übrigens massenhaft Adler, als «Andenken»!)

Natürlich merkte man diesen jungen Männern an, daß sie in der Soldaten- statt in einer Kinderstube aufgewachsen waren. Ich hatte manchmal das Gefühl, als seien sie in einem ständigen Sichverwundern gefangen. Alles schien ihnen neu zu sein, «noch nie gehört, noch nie gesehen». Und wenn ich etwas erzählte, von früher, als ich noch zur Schule ging, als ich noch bei der Mutter daheim lebte, da schien es, als wollten im einen oder andern Erinnerungen an etwas längst Vergessenes aufsteigen. Bei einem, der zuerst ein wackerer «Lüge, Lüge-Schreier» gewesen war, stand eines Morgens die Photographie seiner Mutter auf dem Nachttisch, in einem selbstgemachten Kartonrahmen.

Irgendwie fühlte ich Erbarmen mit diesen Burschen, denen man das Schönste vom Leben, nämlich die Jugend, gestohlen hatte. Freilich, wenn ich an die hungernden, elternlosen Kinder dachte in all den Ländern, die von den Deutschen besetzt und ausgeplündert worden waren, dann wußte ich doch nicht, ob Mitleid hier am Platz war.

Oftmals, wenn ich Ausgang hatte, zog ich feige die Armbinde ab, damit niemand mehr sehe, woher ich kam, und verkroch mich in den Wald oder auf die Berge, wo ich allein war und niemand mich zur Rechenschaft ziehen konnte.

Das Ende der Nacht

«Wann glauben Sie, daß wir heimgehen können?» hatte mich der deutsche Sanitäter gefragt. Wir alle glaubten damals noch, daß der Aufenthalt der Deut-

schen in der Schweiz nur kurze Zeit dauern werde, so antwortete ich daher gleichmütig: «Wohl in ein paar Tagen, wenn die Alliierten ganz Deutschland besetzt haben werden.»

Der Sanitäter schien aus allen Himmeln zu fallen. «Aber, aber, Schwester, so schnell geht das denn doch nicht! So weit sind wir noch lange nicht!»

Die Soldaten schienen überhaupt nicht auf dem Laufenden zu sein, wie weit die Ereignisse in ihrer Heimat gediehen waren; sie hielten noch immer alles für Propaganda. Und nun waren die Worte, die ich so leicht hingeworfen hatte, doch Tatsache geworden, Deutschland war besiegt und besetzt. Am 8. Mai 1945 durften die Friedensglocken ihre Stimme erheben, endlich war Waffenruhe.

Es war ein lautes, aber kein frohes Lachen, mit dem die Patienten dem Sprecher von Beromünster antworteten, als dieser seine Ansage mit den Worten: «Heute ist ein schöner Tag!» begann.

«Na, Schwester, nun freuen Sie sich wohl?»

«Natürlich freue ich mich!»

Meine Worte bewirkten einen allgemeinen Aufruhr. «Da seht ihr mal wieder, die neutrale Schweiz freut sich am Sieg der Alliierten! Aber wir sind ja noch nicht alle tot, wir deutschen Soldaten, wir leben noch, und die Welt wird noch von uns hören!»

Ich erwiderte, so ruhig ich trotz dem in meinem Innern aufsteigenden Zorn konnte: «Wir freuen uns darum, weil endlich einmal dieses sinnlose Menschenmorden und Zerstören von jeglichem Hab und Gut aufhört.» Natürlich war in meinem Herzen auch Freude, daß die Deutschen besiegt worden waren. Und wenn ich an all die kleinen Länder dachte, die vom Hitlerreich überfallen und geknechtet worden waren, und daran, daß es der Schweiz ebenfalls so hätte gehen können, so fand ich trotz aller Neutralität diese Freude gerechtfertigt.

Die Deutschen mußten nun, jeder auf seine Art, versuchen, sich mit den Tatsachen abzufinden. Seltsamerweise waren die Österreicher ebenfalls niedergeschlagen. Es gab zwar einige, die rasch die Situation erfaßt hatten und nun jubelten, daß sie befreit seien. Mir waren die anderen sympathischer, schließlich hatten sie mit den deutschen Kameraden jahrelang in den gleichen Drecklöchern gestanden und sind nun eben auch mitgehangen.

Der große Tag des Waffenstillstandes verlief sehr ruhig. Wir hatten ja auch Ursache, im Stillen Gott zu danken, daß wir mit seiner Hilfe vor diesem grauenhaften Krieg verschont geblieben waren. Eine militärische Feier, kurz und würdig, beschloß diesen Tag, zu welchem General Guisans Tagesbefehl lautete: «Tu as bien merité de ton pays.»

Schwester Charlotte hatte zuerst Bedenken, aber nachdem wir den Franzosen mit dem jungen Österreicher bekannt gemacht hatten, kam Brazin beinahe täglich zu Egger herüber, da dieser als einziger ein wenig französisch sprach.

Über Politik waren die beiden nicht immer gleicher Meinung, aber beide waren intelligent und gutmütig genug, sich deswegen nicht zu streiten. In einem Thema hingegen waren der Junge und der Ältere einig: Sie schwiegen zwar jedesmal verlegen, wenn ich in die Nähe kam, aber ich schnappte trotzdem dies und jenes auf, was für mein Geschlecht recht schmeichelhaft war. Es kam mir lustig vor, daß die beiden Männer sich so eifrig über Frauen unterhalten konnten. Nun, dies mochte den Franzosen ein wenig von seinen Sorgen ablenken.

Er fand sich nämlich in einer wenig beneidenswerten Lage. Von der SS in Grenoble verhaftet, war er zuerst ins Gefängnis gesteckt und nachher gezwungen worden, für die Wehrmacht Lastwagen zu fahren. Damit er mit diesen Lastzügen fahren konnte, waren ihm von der französischen Miliz seine Papiere abgestempelt worden. Nun hatte er Angst, auf Grund dieser Papiere als Collaborateur zu gelten. Denn wie wollte er beweisen, daß er nicht freiwillig für die Deutschen gearbeitet hatte? Sagten sie nun nicht alle, sie seien gezwungen worden?

Von einem hatte ich lange nicht gewußt, daß er kein Deutscher war. Wohl hatte ich mich gefragt, was das für ein seltsamer Kauz sei, der den ganzen Tag mit offenen Augen im Bett lag, kein Wort sprach oder höchstens ja oder nein nickte. Aber da er, wenn jemand Spaß machte oder ihn lachend ansah, ebenfalls gutmütig lachte, hatte ich ihn einfach für ein wenig beschränkt gehalten. Dann sagte eines Tages der Arzt zu einem Stellvertreter: «Und dies ist der Russe!»

Als ich das Schwester Charlotte sagte, schaute sie auch ganz verdutzt drein.

Dann kam es erst noch aus, daß der Russe schon lange hätte aufstehen dürfen, aber es ihm niemand hatte sagen können. Der Arzt beschloß, sich einen russischen Diktionär anzuschaffen. Ich aber ver-

suchte es ihm auf andere Weise verständlich zu machen. Mit Hilfe von einigen Patienten spielten wir Pantomimen, die bedeuten sollten: Heraus aus dem Bett! Hosen anziehen! Herumspazieren!

Es war ein großes Gaudi, und es ging nicht lange, bis der Russe, der zuerst erstaunt zugeschaut hatte, ein verlegenes Grinsen zeigte und sagte: «Ja, ja, verstehen!» Also sprach er sogar ein paar Worte Deutsch! Daraufhin stand er auf und ging vor die Baracke spazieren.

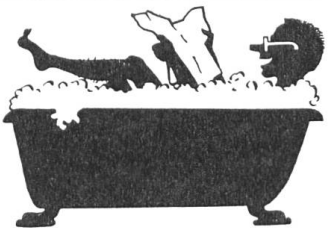
Nach einigen Wochen gewissenhafter Pflege – die Schweizer Alpenluft mochte ein übriges getan haben – war ein Teil der verwundeten Soldaten soweit hergestellt, daß man an Aufhebung des Lazarettes denken konnte. Heimgehen, freilich, konnten die Deutschen immer noch nicht; wer arbeitsfähig war, sollte in ein Arbeitslager kommen, und die Kranken wurden in Spitäler verteilt.

Als Dank an die Schweiz veranstalteten die Soldaten einen Abschiedsabend, und es war Ehrensache für jeden, der auch nur eingermaßen humpeln konnte, in irgend einer Form mitzumachen. Endlich war der große Abend da, und alles strömte in den zum Zuschauerraum hergerichteten Eßsaal. Wir staunten: Waren dies die gleichen Menschen, von denen man gefürchtete Heeresberichte gelesen hatte und die nun hier innig und zart Lieder sangen und klassische Musik spielten?

Der Übergang zum gemütlichen Teil kam ganz von selbst, als – unprogrammgemäß – das Licht ausging, während der Soldatenchor sang: «Die Nacht ist ohne Ende . . .» Als sich der Lachsturm etwas gelegt hatte und auch das Licht wieder funktionierte, folgten sich Sketches, Schnitzelbank, tänzerische und akrobatische Vorführungen, die kaum mehr ahnen ließen, daß man da eigentlich Rekonvaleszenten vor sich hatte. Der Conférencier, ein Mediziner, war von unscheinbarem Äußeren, aber begnadet mit einem Geist, der Funken sprühte. Ich hatte einmal gehört, Berliner Humor sei ätzend und giftig, dieser hier war zwar unerschrocken, aber herzlich und von erfrischender Sauberkeit.

Manch einer, der den Saal mit skeptischem Lächeln betreten, verließ ihn zu später Stunde in heller Begeisterung. Die Erinnerung an diesen Abend überglänzte die folgenden Tage mit Humor und leiser Ironie und verbot dem Moment des Abschieds die peinliche Sentimentalität.

Mir isch wohl im WOLO-Bad



Jetzt ein WOLO-Rosmarin-Bad *es erfrischt, stärkt und desodoriert*

MALER PAUL BURKHARDT

Kochbüchlein für Einzelgänger

Anleitung für Ungeübte zur raschen Herstellung einfacher Gerichte. Mit Zeichnungen vom Verfasser. In reizendem Geschenkeinband. 7.-9. Tausend. Ganzleinen Fr. 6.40.

HELEN GUGGENBÜHL

Schweizer Küchenspezialitäten

Ausgewählte Rezepte aus allen Kantonen. 7.–11. Tausend. Fr. 5.90. Jede Landesgegend hat nicht nur ihre kulturelle Eigenart, sondern auch noch ihre ganz spezielle Küche. Die besten kantonalen Spezialplatten sind hier beschrieben.

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

Bücher von Adolf Guggenbühl

Glücklichere Schweiz

Betrachtungen über schweizerische Lebensgestaltung

4.—6. Tausend. Fr. 13.50

Kein einfach Volk der Hirten

Betrachtungen zur schweizerischen Gegenwart

3. Auflage. In Leinen Fr. 14.30

Der schweizerische Knigge

Ein Brevier für zeitgemässe Umgangsformen
66.—75. Tausend. In Goldfolienumschlag Fr. 6.80
Ein reizendes Geschenk für gute Freunde und heranwachsende Söhne und Töchter

Es ist leichter, als du denkst

Ratschläge zur Lebensgestaltung

3. Auflage. Fr. 12.90

Schweizerdeutsche Sprichwörter

4.—6. Tausend. Fr. 3.80

Uf guet Züritüütsch

Ein kleines Wörterbuch für den täglichen Gebrauch

6.—7. Tausend. Kartoniert Fr. 3.35

S Chindli bättet

Schweizerdeutsche Kindergebete

8.—10. Tausend. Fr. 3.35

Wie die Wohngemeinde zur Heimat wird

Kulturpflege in Dörfern und kleineren Städten mit Vignetten von H. Tomamichel

In Leinen. Fr. 13.80

Schweizerisches Trostbüchlein

Vignetten von Walter Guggenbühl

7.—8. Tausend. Fr. 5.40

Heile heile Säge

Alte Schweizer Kinderreime

15.—17. Tausend. Fr. 4.30

Schweizer Spiegel Verlag